

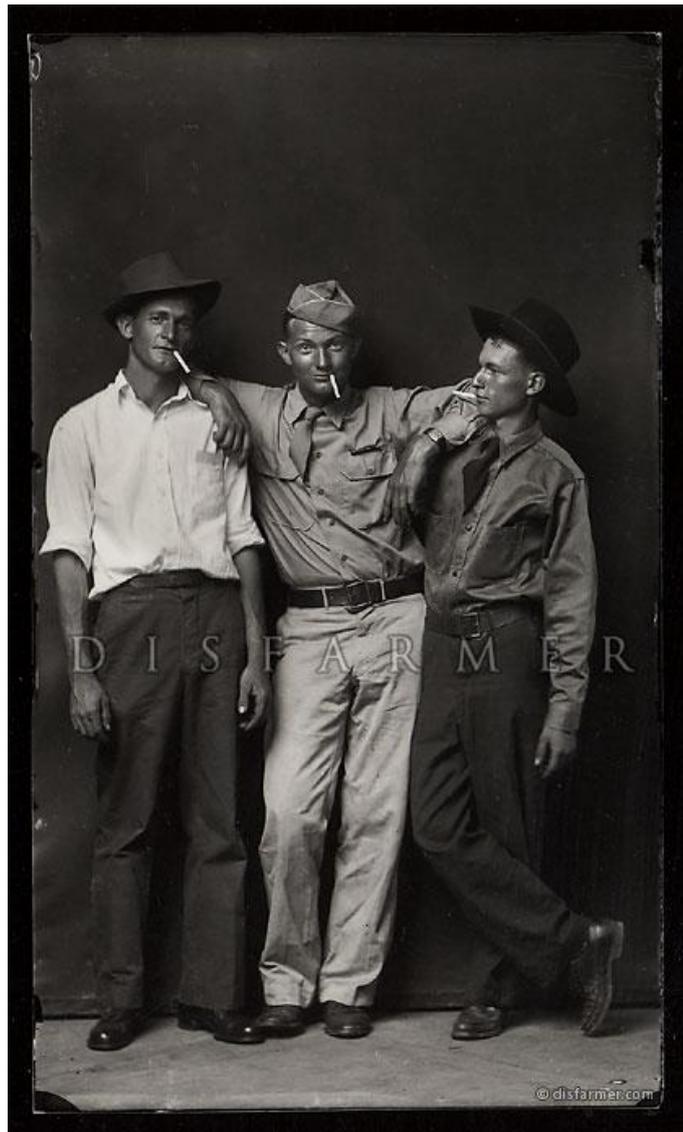
Nichtbauer zeigt Gesichter Amerikas Produzent möchte „Disfarmer“ nach Berlin holen

Anette Stührmann

Wie man es auch dreht und wendet, der Name Meyer deutet auf den Landwirt hin und riecht nach Kuhstall. Zumindest sah Michael Meyer (1884 – 1959) aus Heber Springs in Arkansas das so. Seine Eltern oder Großeltern, so genau weiß das heute keiner mehr, waren deutsche Einwanderer. Und für die Leute in der Provinzstadt Heber Springs war Mike Meyer ein komischer Kauz, der seinen Nachnamen von Meyer oder Meyers in Disfarmer geändert hatte, um mit seiner Herkunft und Vergangenheit und wohl auch mit seiner Familie zu brechen. Bekannt wurde der Fotograf erst viele Jahre nach seinem Tod, als New Yorker Kunstexperten in den 70ern zufällig auf Porträts stießen, die Mike Disfarmer seit dem Ersten Weltkrieg bis in die Fünfziger in seinem bescheidenen Fotostudio gemacht hatte. Inzwischen hängen seine Bilder nicht nur im Arkansas Arts Center, sondern auch in den wichtigsten New Yorker Kunstmuseen.

Vor allem in der englischsprachigen Welt ist Disfarmer sehr beliebt. Künstler lassen sich von ihm zu eigenen Werken inspirieren. Einer von ihnen ist der kanadische Regisseur Martin Lavut, der 2010 einen beeindruckenden Dokumentarfilm gemacht hat, in dem er Disfarmers Entdecker, Fans, Porträtierte und Mitbürger über den genialen Eigenbrötler erzählen lässt. Der Film wurde im vergangenen Oktober bei der Viennale in Wien vorgestellt, und zwar fast genau ein Jahr nach seiner Weltpremiere beim Hot Springs Documentary Film Festival in Arkansas.

Verblüffend am fotografischen Werk Disfarmers genauso wie am Film ist, dass alles so gut passt. Disfarmer stellte die Menschen, die zu ihm kamen, um sich mit Verwandten, Freunden oder auch allein von ihm portraituren zu lassen, einfach vor eine schwarze Wand, manchmal war sie auch weiß mit einem schwarzen Streifen, der über den Kopf des Fotografierten aus dem Bild hinausläuft. Scheinbar zufällig aus dem Moment heraus entstehen dabei Bilder von Landmenschen, die sich in Schale geworfen haben, um sich schön darzustellen, die aber nicht lächeln, weil der Fotograf es nicht verlangt. Andere werden sogar in ihren Arbeitsklamotten vorstellig, als sie gerade zum Einkaufen



oder für einen Barbesuch in der Stadt sind. Und auch bei ihnen gibt es kein aufgesetztes Lächeln. Kinder sehen oft erschreckt und deshalb besonders lebendig aus. Und auch die Erwachsenen finden die Situation wohl irgendwie merkwürdig. Man sieht es ihnen an.

Die Menschen im Film, die den kuriosen Fotografen noch lebhaftig erlebt haben, erzählen, dass Disfarmer sie mit dem Bimmeln einer Glocke zur Aufmerksamkeit genötigt hatte oder sie lange Zeit auf das richtige Licht warten ließ, so dass der eigentliche Fotomoment unerwartet kam. Dabei wurden sie vom Fotografen angehalten, sich auf keinen Fall zu bewegen und nicht einmal das Gesicht zu verziehen, wegen der altmodischen Aufnahmetechnik. So dass die Leute nicht nur den Eindruck machen, als wenn sie sich unwohl fühlen, sondern die Sitz- oder Stehposition wohl auch tatsächlich eine unglückliche ist.

Da Disfarmer bewusst darauf verzichtete, situationsfremde Requisiten wie Blumen oder Möbel in das Bild zu nehmen, gewinnen Betrachter den Eindruck, dass die Aufnahmen zufällig entstanden sind. Doch obwohl der Fotograf auf störendes Beiwerk verzichtet, weiß er doch bewusst mit dem Licht umzugehen, es in die Komposition einzubringen. Seinen Probanden erlaubt er, die Dinge, die gerade in ihrem Leben eine Rolle spielen, mit ins Bild zu nehmen. Ein Kind hält eine Puppe im Arm, vor den Männern liegt ein erlegtes Wildtier, eine Frau zeigt einen kunstvoll verzierten Fächer. Disfarmer weiß das Tageslicht, die Situation und die Persönlichkeit des Porträtierten für sein Werk zu nutzen, ohne dass er konventionelle Utensilien und Regeln nötig gehabt hätte. Alles also doch kein Zufall.

Und genauso passt alles in dem Film über den Mann, der zwar davon lebte, dass er andere abbildete, selbst aber nur selten posierte. Die Menschen, die ihn als Kind noch erlebt haben, erzählen von ihrer Befangenheit ihm gegenüber, von ihrem Misstrauen. Auch die, die ihn nicht kannten, wissen von seiner eigenwilligen Art zu berichten. Und eigentlich reproduzieren die, die da über den komischen Einsiedler berichten, selbst dieses Bild. Die heutigen Einwohner von Heber Springs sind so ungewöhnlich und liebenswert in ihrer Art wie der Künstler, von dem sie ehrfürchtig erzählen. Sie nehmen den Betrachter mit in ihre eigene Welt von Kuriositäten, auf Trinkgläsern zum Klingen gebrachten Volkswaisen, Westerntanz und liebevoll arrangiertem Krimskrams. Sie zeigen, dass das Leben aus einer Ansammlung von sonderbaren Geschichten besteht, die es auszugraben und ins rechte Licht zu rücken gilt.

Dennis Mohr, der Produzent von „Disfarmer: A Portrait of America“, der auch bei der Viennale-Vorstellung des Filmes anwesend war, bedauert es sehr, dass Disfarmer in Deutschland noch nicht auf Interesse gestoßen ist. Ausgerechnet in dem Land, aus dem Disfarmers Vorfahren stammen, reagierte man bisher nicht auf die ausdrucksstarken Bilder, die auch ein Dokument deutscher Amerikaeinwanderung darstellen. Nicht nur weil Disfarmer selbst deutscher Herkunft war. Auch einige der von ihm Porträtierten oder zumindest deren Eltern und Großeltern hatten ihre deutsche Heimat auf der Suche nach dem Glück in der Neuen Welt verlassen.

Und so hofft Mohr zusammen mit dem gesamten Filmteam, dass es in diesem Jahr doch noch zu Disfarmer-Vorführungen, vielleicht sogar mit einer Ausstellung der berühmten Fotografien, in Berlin kommen wird. Wer mit eigenen Ideen zur Umsetzung des Vorhabens beitragen kann, meldet sich bitte direkt beim Produzenten per E-Mail unter dennis@public-pictures.com.